Die Brotvermehrung am vergangenen Sonntag endete mit einem Eklat. Als Jesus merkte, dass die Leute versuchten, „ihn in ihre Gewalt zu bringen und zum König zu machen“ (V 15), da ergriff er die Flucht: Er zog sich auf einen Berg zurück, er ganz allein.

Dieser Misston klingt auch in unserem heutigen Evangelium noch nach. Allein schon diese Frage: „Rabbi, wann bist du hierhergekommen?“ (V 25) ist ein Zumutung, denn sie erweckt den Eindruck, als müsste Jesus den Leuten Rechenschaft ablegen über das, was er wann und wie tut. Da wird etwas Kontrollierendes, ja Besitzergreifendes sichtbar, etwas, das im Evangelium des vergangenen Sonntags beschrieben wurde mit dem Versuch, „ihn in ihre Gewalt zu bringen“.

Die Leute, die ihn suchen, sind offensichtlich ganz auf Haben und Besitzen aus. Sie wollen einfach des Menschen habhaft werden, der ihnen in Zukunft den Schutz vor möglichem Hunger garantieren kann. Diesen Brotkönig zu besitzen, das erscheint als eine höchst erstrebenswerte Angelegenheit.

Statt wieder die Flucht zu ergreifen, unternimmt Jesus diesmal einen Versuch, gegen dieses peinliche Missverständnis anzugehen. Aber das ist schwierig. Schwierig vor allem deshalb, weil er diesem Haben- und Besitzen-Wollen der Leute das exakte Gegenteil gegenüberstellt: das Sein. Das wird besonders deutlich dort, wo Jesus am Ende ganz direkt formuliert: „Ich bin das Brot des Lebens.“ (V 35) Hier spricht Jesus von dem, was er ist, und eben nicht von dem, was er hat oder kann. Und das ist etwas völlig anderes.

Durch diesen Wandel vom Haben zum Sein bekommt jetzt auch der Begriff „Brot“ eine völlig neue Bedeutung. Was damit gemeint ist, kann eine kleine Geschichte verdeutlichen, die vom Alten Fritz, König von Preußen, erzählt wird: Der König lebte in der Zeit der Aufklärung, einer Zeit also, in der man begann, alles wissenschaftlich und durch Experimente genau zu untersuchen. Da an den Adelshöfen damals französisch gesprochen wurde, das normale Volk aber deutsch, wollte der König herausfinden, was denn nun die ursprünglichere Sprache ist. Und entsprechend seiner Begeisterung für die neue Wissenschaftlichkeit startete er dafür einen Experiment. Er ließ mehrere kerngesunde, neugeborene Kinder in den Palast bringen, sorgt für die in der damaligen Zeit optimalste Versorgung, aber verbot dem Personal, mit den Kindern zu sprechen, weil ja sonst sein ganzer Versuch misslingen würde. Nach einiger Zeit, in der mehrere Kinder krank geworden und auch schon einige gestorben sind, wurde der Versuch abgebrochen.

Welche Sprache nun die ursprünglichere ist, wurde nicht herausgefunden. Dafür aber etwas anderes: Der Mensch braucht die Beziehung zu den anderen so notwendig, wie die Nahrung. Die Beziehung zu andern ist im wahrsten Sinne des Wortes etwas Lebensnotwendiges.

Jetzt bekommt das Wort Jesus vom „Brot des Lebens“ einen neuen Klang. Denn jetzt wird erkennbar, dass dieses Brot nicht etwas ist, das er hat, und das man einfach bei ihm abholt, es mitnimmt und dann wie etwas Wertvolles gut aufbewahrt. Nein, dieses Brot kann man nicht haben, nicht besitzen, sich nicht aneignen. Aber seine Zuhörer im Evangelium haben immer noch nicht begriffen, denn sie bitten ihn: „Herr, gib uns immer dieses Brot!“ (V 34)

Wenn dieses „Brot des Lebens“ nämlich im Grunde genommen nichts anderes ist als das Beziehungsangebot Jesu an uns, wenn er uns also sein ganzes „Sein“, seine ganze Existenz anbietet, dann kann unsere Antwort darauf nur noch darin bestehen, dass auch wir mit unserem ganzen „Sein“, mit unserer ganzen Existenz darauf antworten, dass wir uns eben auf diese Beziehung einlassen, dass wir die Verbindung mit ihm suchen und aufrechterhalten.

Genau das meint die Formulierung: „Das ist das Werk Gottes, dass ihr an den glaubt, den er gesandt hat.“ (V 28) Glaube, verstanden als eine Beziehung, ist etwas Lebendiges. Gerade als etwas Lebendiges kann diese Beziehung – wie jede andere auch – Höhen und Tiefen durchmachen, wachsen und abnehmen, sie kann ganz abbrechen, aber auch neu belebt werden. Eine Beziehung kann man – wie übrigens alles Lebendige – nie haben oder besitzen, sondern darum muss man sich immer wieder bemühen, Zeit investieren, den Kontakt, die Begegnung suchen.

Bei dieser Beziehung zu Jesus Christus geht es aber nicht um irgendeine Beziehung. Es ist die Beziehung zum Sohn Gottes, zu Gott selber. Deshalb redet Jesus auch sehr konkret vom Brot, das vom Himmel herabkommt und der Welt das Leben gibt. (vgl. V 33)

- Es ist die Beziehung zu dem, der uns göttliche Möglichkeiten eröffnet, genau die Möglichkeiten, die unsere Welt heute so dringend braucht, weil viele Probleme anders gar nicht mehr zu lösen sind.
- Es ist diese Beziehung, die fast automatisch gigantische Veränderungen zur Folge hat, weil jetzt in allem das Sein wichtiger ist als das Haben.
- Es ist diese Beziehung, die uns von unserem zerstörerischen Wachstumsfetischismus befreit, immer mehr und noch mehr haben zu müssen.
- Es ist diese Beziehung, die die eigentlichen Eigentumsverhältnisse wieder zurechtrückt und uns neu erkennen lässt, dass uns gar nichts gehört, nicht einmal unser Leben, aber er uns dies alles gibt, weil er die Beziehung zu uns sucht.
- Es ist diese Beziehung, die uns eine solche Eigenständigkeit, einen solchen Selbstwert ermöglicht, dass es uns jetzt völlig gleichgültig wird, was andere denken, tun oder von uns erwarten.

Ja, und es ist auch genau diese Beziehung, die eine solche Stärke entwickelt, dass sie selbst der Tod nicht zerstören kann. Das ist das „Brot des Lebens“.